

Leseprobe aus:
James Kimmel
Was danach geschah



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

James Kimmel

Was danach geschah

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Helmut Splinter

Ullstein

Für John, Leo, Franz, Charles, Herman und Emily,
die vorher kamen

Das bist du ...

*»Dass du mir folgst, ich will dein Führer sein,
Geleiten werd' ich dich durch ew'ge Räume
Wo der Verzweiflung Schrei du wirst vernehmen
Von jenen alten schmerzgebrochnen Geistern.«
Dante, Die Hölle*

Ich erinnere mich nicht mehr.

Waren meine Augen blau wie der Himmel oder braun wie ein frisch bestellter Acker? Umspielten Locken mein Kinn, oder fiel mein Haar schwer über meine Schultern? War meine Haut hell oder dunkel? War ich kräftig oder dünn? Trug ich maßgeschneiderte Seidenkostüme oder grobe Baumwolle und Leinen? Ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich, dass ich eine Frau war, was mehr als nur der Erinnerung an einen Schoß und Brüste entspricht. Nur einen Moment lang erinnerte ich mich in linearer Abfolge an alle Momente, die mit Schoß und Brüsten begannen und auch dort endeten. Doch diese Erinnerungen gehen zunehmend verloren wie Ballast, der von einem vom Sturm gepeitschten Schiff abgeworfen wird. Den Verlust dieser Erinnerungen bedaure ich nicht. Ich kann kein Bedauern mehr empfinden.

Ich hieß Brek Abigail Cuttler. Ich habe eben erst erfahren, dass das, was ist, dem entspricht, was ich als kleines Kind wusste und als Erwachsene zweimal im Zwielficht erhaschen konnte. Das, was ist, habe ich aus dem erwählt, was nicht ist. Und ich werde immer sein.

TEIL EINS

1

Ich kam im Bahnhof von Schemaja an, nachdem mein Herz aufgehört hatte zu schlagen und mein Hirn seine Tätigkeit unwiderrufflich eingestellt hatte.

Dies ist die medizinische Definition von Tod, auch wenn sich sowohl die Lebenden als auch, wie ich hier versichere, die Toten über dessen Endgültigkeit ärgern. Es gibt immer Grund zur Hoffnung, wie die Menschen sagen, und manchmal geschehen Wunder. Sogar nach dem Tod. Ich habe zum Beispiel entdeckt, dass, wird man am Ende doch nicht von einem Wunder am Leben gehalten, es immer noch die Möglichkeit gibt, am Jüngsten Gericht davor bewahrt zu werden, den Rest der Ewigkeit damit zuzubringen, sich den Tod anderer herbeizuwünschen.

Ich wusste nicht, dass ich gestorben war, als ich den Bahnhof von Schemaja erreichte, und hatte auch keinen Grund, dies zu vermuten. Niemand sagt einem, dass das Leben vorbei ist, wenn es so weit ist. Was mich betraf, schlug mein Herz noch, und mein Hirn funktionierte auch. Ich hatte lediglich keine Ahnung, wo ich war oder wie ich dorthin gekommen war – der einzige Hinweis für mich, dass etwas Ungewöhnliches geschehen war. Ich saß einfach allein auf einer Holzbank in einem verlassenen städtischen Bahnhof mit einer hohen Kuppel aus verrosteten Stahlträgern und

zerbrochenen Scheiben, die mit Ruß verschmiert waren. Ich erinnerte mich weder an eine Zugfahrt noch an ein Ziel. Eine schwach beleuchtete Tafel im Wartebereich zeigte die Ankunfts-, aber nicht die Abfahrtszeiten von Zügen an, und ich vermutete wie die meisten, die hierherkommen, dass die Tafel defekt war oder es Probleme mit den Gleisen für die abfahrenden Züge gab.

Ich starrte zur Anzeigetafel hinauf und wartete auf einen Hinweis darauf, wo ich war oder zumindest, wohin ich fahren würde. Als ich diesen Hinweis nicht erhielt, erhob ich mich und blickte die Gleise entlang wie eine besorgte Reisende, die in der Ferne nach einem aufflackernden Licht oder einem einfahrenden Zug Ausschau hält. Die Gleise verschwanden in völliger Dunkelheit, die entweder von einem Tunnel oder einer schwarzen sternenlosen Nacht rührte. Wieder blickte ich zur Tafel hinauf, bevor ich mich verzweifelt im Bahnhof umsah: zehn Gleise und zehn Bahnsteige, alle leer; Fahrkartenautomat, Zeitungskiosk, Wartebereich, Schuhputzgerät – niemand da. Im Gebäude war es völlig still: keine Ankündigungen über Lautsprecher, keine Pfiffe, keine quietschenden Bremsen oder kreischende Luftkompressoren, keine rufenden Schaffner, sich beschwerende Fahrgäste oder bettelnde Musiker. Nicht einmal das Geräusch eines Besens, mit dem ein Hausmeister in irgendeiner Ecke den Boden fegte.

Ich setzte mich wieder und stellte fest, dass ich ein schwarzes Seidenkostüm trug. Der Anblick des Kostüms vermittelte mir etwas Sicherheit. Ich war zu Lebzeiten Anwältin gewesen, und Anwältinnen tragen immer Kostüme, um sich weniger verletztlich zu fühlen. Dies hier war mein Lieblingskostüm, weil ich darin, wenn ich den Gerichtssaal

betrat, am selbstbewusstesten war und ganz und gar nicht das Gefühl hatte, mich für die junge Frau, die ich war, entschuldigen zu müssen. Ich strich vorne den Rock glatt, bewunderte den leichten Stoff und die Webart, freute mich, wie er über meine Strümpfe glitt. Es war ein wirklich schönes Kostüm – eines, mit dem ich die Blicke meiner Kollegen, der gegnerischen Anwälte und selbst der Männer auf der Straße auf mich zog. Dieses Kostüm machte aus mir eine ernstzunehmende Anwältin. Doch das Beste war: Ich hatte es bei einem Ausverkauf ergattert – ein Power-Outfit *und* ein Schnäppchen. Ich liebte dieses Kostüm.

So saß ich also allein auf einer Bank in diesem verlassenem Bahnhof, vernarrt in mein schwarzes Seidenkostüm, als ich einige kleine Flecken auf der Schulter und dem Revers der Jacke bemerkte. Die Flecken waren angetrocknet und gelblich weiß. Wahrscheinlich hatte ich mich mit Cappuccino bekleckert, meinem Lieblingskaffee. Mit einem lackierten, aber kurzgeschnittenen Fingernagel kratzte ich an den Flecken und erwartete, dass mir der Geruch von Kaffee in die Nase stieg. Doch es war ein ganz anderer Geruch, der in mein Bewusstsein drang: Babymilch.

Babymilch? Habe ich ein Kind ...? Ja, natürlich ... ein Kind ... ein Töchterchen ... jetzt erinnere ich mich. Aber wie heißt sie? Ich glaube, der Name fängt mit einem S an ... Susan, Sharon, Samantha, Stephanie, Sarah ... Sarah? Ja, Sarah.

Doch so sehr ich mich auch bemühte, ich erinnerte mich weder an Sarahs Gesicht oder Haar oder an die Art, wie sie kicherte oder weinte, noch an den Geruch ihrer Haut oder wie sie sich wand, wenn ich sie hielt. Ich erinnerte mich nur, dass ein Kind in mir gewachsen und Teil von mir geworden war und mich dann verlassen hatte, um Teil der Welt um

mich herum zu werden – in der ich sie sehen und berühren, aber nicht in der Weise schützen konnte, wie ich es getan hatte, solange sie noch in mir gewesen war. Dass ich mich aber nur an den Namen meiner Tochter erinnerte, bereitete mir überhaupt keine Sorgen. Dort auf der Bank im Bahnhof von Schemaja sitzend, sorgte ich mich mehr um die Flecken auf meiner Jacke und befürchtete, dass jemand sehen könnte, was mit meinem schwarzen »Ich gehöre dazu«-Seidenkostüm geschehen war.

Ich kratzte kräftiger an den Flecken, doch sie ließen sich nicht entfernen. Also leckte ich mir über die Fingerspitzen. Plötzlich wurden die Flecken größer, änderten ihre Farbe von gelblich weiß zu einem dunklen Weinrot.

Das Kostüm ist schlecht gefärbt ... deswegen war es heruntergesetzt.

Doch auch die Form der Flecken veränderte sich. Sie wurden flüssig, liefen in roten Streifen an meiner Jacke, meinem Rock, meinen Beinen hinab. Faszinierend. Ich tupfte mit den Fingern auf die rote Flüssigkeit, vorsichtig zunächst, wie ein Kind, dem man einen Farbtopf in die Hand gedrückt hat, dann beherzter. Ich malte mit der Flüssigkeit zwei Strichfiguren neben mir auf die Bank – eine Mutter und ihre kleine Tochter. Die Flüssigkeit war warm und klebrig und schmeckte angenehm salzig, als ich einen Finger vorsichtig ableckte. Auf dem Boden vor mir sammelte sich eine Pfütze. Ich zog meine Stöckelschuhe aus, und fasziniert von dem samtigen Gefühl strich ich mit den Zehen darüber.

Und während ich so vor mich hin spielte, trat ein Mann an meine Bank und setzte sich neben mich.

»Willkommen in Schemaja«, begrüßte er mich. »Ich heiße Luas.«

Luas' graue Augen waren feucht, als würde er ständig an etwas Ergreifendes denken. Sein auffälliges und freundliches Gesicht, das schlaff war und an einen Frosch erinnerte, strahlte Weisheit aus wie ein abgenutztes Buch. Es kam mir vertraut vor, und nach einer Weile erkannte ich es als das Gesicht meines Mentors, des Anwalts, der mich gleich nach meinem Jurastudium eingestellt hatte.

Wie hieß er doch gleich? Ach ja, Bill, Bill Gwynne. Doch der alte Mann neben mir sagte, er heiße Luas, nicht Bill.

Luas heißt jeden in Schemaja willkommen. Jedem erscheint er anders, und jedem auf seine eigene Art – dem einen als Automechaniker oder Lehrer, dem anderen als Geistlicher oder Prediger oder gar als Wahnsinniger oder als Kombination aus allem. In Schemaja verkleiden wir den anderen so, dass er genau so aussieht, wie wir es von ihm erwarten. Für mich war Luas eine Kombination aus drei älteren Männern, die ich in meinem Leben bewundert hatte. Er trug ein weißes Hemd mit Tweedblazer, der, genau wie bei meinem Großvater Cuttler, nach Pfeifentabak mit Rumaroma roch; und er hatte, wie gesagt, Bill Gwynnes schlaffes Gesicht; doch als ich ihm hilflos wie ein Mädchen, das mit ihren Spaghetti spielt, meine rotgefärbten Füße und linke Hand zeigte, grinste er mich wissend an wie Opa Bellini, als wollte er sagen: *Ja, mein Enkeltöchterchen, ich kann es sehen; ich kann sehen, wovor du aus Angst die Augen verschließt, aber ich werde so tun, als hätte ich es nicht bemerkt.*

»Komm mit, Brek«, forderte Luas mich auf. »Wir machen dich wieder sauber.«

Woher kennt er meinen Namen?

Wieder blickte ich nach unten, doch jetzt waren meine Kleider fort – mein schwarzes Seidenkostüm und die creme-

farbene Seidenbluse, mein BH, mein Slip, die Strumpfhose und die Schuhe. Eigentlich waren sie nie da gewesen. Es hatte nur die Vorstellung von Kleidern gegeben, so wie ich nur eine Vorstellung derjenigen Person war, die ich während meines 31-jährigen Lebens hatte sein wollen. Nur mein Körper blieb, nackt und blutüberströmt. Ich wusste jetzt, dass die rote Flüssigkeit Blut und dass es mein Blut war, weil es durch drei kleine Löcher aus meinem Oberkörper sprudelte und sich warm und kostbar anfühlte, wie es nur Blut tut. Plötzlich veränderte sich meine Perspektive, und es schien, als würde ich die Szene von der gegenüberliegenden Bank aus beobachten.

Wer ist diese Frau?, fragte ich mich. Warum steckt sie nicht ihre Finger in die Löcher, um die Blutung zu stoppen? Warum ruft sie nicht nach Hilfe? Sie ist so jung und hübsch, es muss so viel geben, wofür sie leben will. Aber sie sitzt einfach nur da, sieht nur an sich hinab und jammert innerlich – wegen des zu spät gerinnenden Blutes, wegen der Teile ihres Körpers, die einmal zu einem Ganzen gehört haben. Und da – sieh nur, wie ihr Hirn flackert, zuerst die Denkfähigkeit verliert, dann das Bewusstsein. Horch. Das Rauschen des Nichts erfüllt ihre Ohren.

Luas zog seine Jacke aus und legte sie mir um die Schultern. Ich weinte, und er umarmte mich wie eine Enkelin, die ich hätte sein können. Ich weinte, weil ich mich an eine Vergangenheit erinnerte, die es vor dem Bahnhof von Schema ja und Luas gegeben hatte, vor den Babymilch- und Blutflecken. Ich erinnerte mich an meine Augen, irischgrün wie die meines Vaters, an mein Haar, lang, dicht und italienischschwarz wie das meiner Mutter. Ich erinnerte mich an den leeren rechten Ärmel meiner Kleider, zurückgesteckt, hochgekrempelt oder zugenäht. Ich erinnerte mich, dass

sich die Leute fragten – das sah ich ihren Gesichtern an –, womit ein achtjähriges Mädchen all die leeren Ärmel verdient hatte. Ich erinnerte mich, dass ich ihnen hatte sagen, sie daran hatte erinnern wollen, dass Gott die Kinder für die Sünden ihrer Eltern bestraft.

Ja, einen kurzen, unerträglichen Moment lang erinnerte ich mich bei meiner Ankunft am Bahnhof von Schemaja an viele Dinge. Ich erinnerte mich an in der Sonne sterbende Flusskrebse und an die grausame Ungerechtigkeit. Ich erinnerte mich an den Gestank verrottender Pilze und an die Unmöglichkeit zu vergeben. Ich erinnerte mich an die Transportkette des Miststreuers meines Großvaters, mit dem mein rechter Unterarm ab dem Ellbogen abgerissen und mitsamt dem Dung aufs Feld geschleudert wurde. Ich erinnerte mich an das engelhaftes Gesicht meiner Tochter Sarah, zehn Monate alt und jung und frisch, mein heißgeliebter Schatz. Ich erinnerte mich an die Babymilch, die aus ihrem Fläschchen auf den leeren rechten Ärmel meiner Kostümjacke getropft war, und an die leichten Gewissensbisse, weil ich sie an diesem Morgen in der Tagesstätte hatte abgeben müssen, und die heftigen Gewissensbisse, weil ich erleichtert gewesen war. Ich erinnerte mich an Staub auf Gesetzesbüchern und den bitteren Geschmack von Kaffee. Ich erinnerte mich, meinem Mann gesagt zu haben, dass ich ihn liebte, und zu wissen, dass es stimmte. Ich erinnerte mich, meine Tochter am Ende des Tages abgeholt zu haben, und an unser freudiges Schreien, als wir einander erblickt hatten. Ich erinnerte mich, auf dem Heimweg *Heißen Tee und Bienenhonig* für sie gesungen und mich gefragt zu haben, was mein Mann zum Abendessen gemacht haben würde, weil er dafür freitags immer zuständig war. Am intensivsten

erinnerte ich mich an das Gefühl, wie angenehm mein Leben für mich geworden war ... und dass ich alles tun ... alles geben ... *vor nichts haltmachen würde* ..., damit es andauerte.

Und dann verblassten meine Erinnerungen, als hätte man einen Stecker gezogen. Es gab nur noch in Blut verwandelte Babymilch. Es war überall, auf meinem Gesicht, Hals und Bauch, lief an meinem Ellbogen und meinem Handgelenk hinab, am Stumpf meines rechten Arms, färbte meine Beine und Füße und Zehen rot, schwemmte mein Leben aus meinem Körper und ergoss sich über Luas, malte uns in einer gemeinsamen Umarmung, sickerte durch seine Jacke und sein Hemd, breitete sich über sein Gesicht aus, bildete eine Pfütze auf dem Boden mit hässlichen roten Klumpen an den Rändern.

So traf ich am Bahnhof von Schemaja ein, als ich starb.
Und irgendwo im Universum seufzte Gott.

2

Luas führte mich vom Bahnhof zu einem nahe gelegenen Haus. Wir folgten einem Feldweg durch einen Wald, über eine Weide, durch einen Garten und über einen Rasenstreifen. Die Stadt, die ich mir jenseits der Bahnhoftmauern vorgestellt hatte, gab es nicht. Wir waren auf dem Land.

Der mondlose Himmel schillerte wie dunkelviolett Bleiglas. Luas sprach kein Wort, stützte mich nur, wenn ich wankte. Ich war immer noch fassungslos. Alle paar hundert Meter wechselte das Wetter zwischen den Extremen von heiß und kalt und nass und trocken, als wäre auch der Himmel fassungslos. Ich spürte keine körperlichen Schmerzen. In einer dunklen Ecke meines Gedächtnisses hämmerte mein Oberkörper und kreischten meine Nerven – kaum noch greifbare Eindrücke, mehr Erinnerungen als Gefühle. Meine Haut, mit getrocknetem Blut überzogen, fühlte sich an wie eine erstarrte Hülle.

Vor dem Haus, in das Luas mich führte, befand sich eine große Veranda mit einer weißen Balustrade und breiten grünen Stufen. An der Decke hing eine achteckige Lampe, die Lichtpunkte auf die Wiese warf. Das Haus erinnerte mich an das meines Urgroßvaters am Brandywine River im Norden von Delaware. Auch seines war mit bedrohlichen viktorianischen Türmchen, Giebeln und hübschen

Schnitzereien entlang der Dachkanten und der Verkleidung verziert wie so viele große Häuser aus den 1920er Jahren. Alles daran war massiv und für die Ewigkeit gedacht, ein Bollwerk gegen Schicksal und Zeit – die schweren Back- und Natursteine, das Schieferdach, die hohen Fenster und Decken, die dicken Säulen der Veranda und die robusten Messingknäufe.

Auf der Veranda stand eine alte Frau, die uns aufgeregt zuwinkte. Luas drückte meine Hand und half mir die Veranda hinauf.

»Unser Gast ist endlich eingetroffen, Sophia«, verkündete er.

Sie umarmten sich höflich, wie ältere Paare dies zu tun pflegen. Ich rechnete schon damit, dass die alte Frau loschreien würde, wenn sie merkte, dass ihr Mann eine nackte, blutverschmierte Frau mit nach Hause gebracht hatte, die nicht einmal halb so alt war wie er. Doch sie tat so, als wäre sie den Anblick solcher Gäste gewohnt. Sie kam auf mich zu und umarmte mich, ohne darauf zu achten, dass ihr blaues Kleid aus Chamois Flecken bekam, bevor sie sich ein Stück zurücklehnte, um mein Gesicht sehen und meine Wangen streicheln zu können.

»Danke, Luas. Vielen Dank«, sagte sie atemlos und weinte beinahe.

Luas zwinkerte mir zu und ging, eine Spur aus blutigen Schuhabdrücken hinterlassend, die Stufen wieder hinunter in die Dunkelheit, aus der wir gekommen waren.

Die sind offenbar wahnsinnig, dachte ich.

Sophia hatte ein urtümliches mediterranes, ausdrucksvolles und stolzes Gesicht mit kantiger Stirn und dünnen Lippen. Ihr mattes graues Haar hatte sie zu einem Dutt

zusammengebunden, und sie sprach mit italienischem Akzent.

»Oh, Brek«, flüsterte sie. »Mein liebes, liebes Kind.«

»Nana?«

Ich hauchte den Namen mit einem leisen Winseln. Eine Sammlung alter Fotografien fiel mir ein – das Gesicht meiner Urgroßmutter, Sophia Bellini, meiner Nana. Sie war an einem Schlaganfall gestorben, als ich vier Jahre alt gewesen war.

»Ja, mein Kind, o ja«, antwortete sie.

Meine frühesten Erinnerungen an sie stammten von ihrer Beerdigung. Ich hatte einen Aufstand gemacht, weil meine Mutter von mir verlangt hatte, Nana Bellini im offenen Sarg zum Abschied zu küssen. Ich erinnerte mich an die Ohrfeige meiner Mutter und daran, dass Nana ihre Augen nicht geöffnet hatte und ihr Lächeln auf ihrem ernstesten, kranken Gesicht starr geblieben war.

»Nana?«

»Ja, Kind«, antwortete sie erneut und zog mich an sich.

»Willkommen zu Hause.«

Ich lächelte und löste mich aus ihrer Umarmung.

In jedem Alptraum erreicht man einen Moment, in dem der Unglaube unerträglich wird und man sich entscheiden muss, ob man aufwachen oder das Drama mit dem tröstenden Gedanken fortsetzen will, dass es schließlich nur ein Traum ist.

Ich ging um Nana, die Illusion, herum und strich mit den Fingern über die weiße Säule gleich oberhalb der Stufen. Dort standen meine Initialen – B. A. C. –, mit einem Nagel eingeritzt an einem Nachmittag im August, als ich auf der Veranda gesessen, Eistee getrunken und mich gefragt hatte,

wann der Sommer endlich enden und die Mittelschule beginnen würde. Der Geruch von Mottenkugeln und Knoblauch, der aus der Küche strömte, war ebenso typisch für das Heim meiner Großeltern wie der Duft von Flieder für den Spätfrühling. Die Fliegengittertür quietschte zweimal wie immer, und auf der Waschkommode im Flur standen unsere Familienbilder.

»Ich träume«, sagte ich zu Nana. »Der Traum ist wirklich seltsam.«

Sie verzog ihr Gesicht zu dem gleichen wissenden Lächeln, mit dem Luas mich am Bahnhof angesehen hatte, als wollte sie sagen: *Ja, meine Urenkelin, ich verstehe. Du bist noch nicht bereit, deinen Tod zu akzeptieren, also müssen wir so tun, als lebstest du noch.*

»Ist es ein schöner Traum?«, fragte sie.

»Nein, ein unheimlicher, Nana«, antwortete ich. »In dem Traum bin ich tot, und du ... du bist hier, aber du bist auch tot.«

»Aber ist das nicht ein schöner Traum, mein Schatz?«, fragte sie. »Zu wissen, der Tod ist nicht das Ende von allem?«

»Ja, das ist schön«, stimmte ich zu. »Ich versuche, mich daran zu erinnern, wenn ich aufwache, und an dich versuche ich, mich auch zu erinnern. Irgendwie erinnere ich mich nicht an dein Gesicht, Nana. Ich war zu jung, als du starbst.«

Nana lächelte mich vergnügt an.

»Oje, das ist aber ein langer Traum«, stellte ich fest und reckte mich und gähnte. »Ich habe das Gefühl, als würde ich schon die ganze Nacht lang träumen. Aber das ist gut. Das heißt, ich schlafe tief und fest. Ich bin so müde, Nana. Ich möchte noch ein bisschen weiterschlafen, aber keine Angst mehr haben. Ich möchte, dass dieser Traum schön wird.

Können wir einen schönen Traum daraus machen, damit ich nicht aufwachen und dich verscheuchen muss?«

»Ja, mein Schatz.« Wieder umarmte mich Nana. »Wir können einen schönen Traum daraus machen. Den schönsten, den du je hattest.«

Wortlos führte sie mich die Treppe hinauf, ließ mir in einer klauenfüßigen Eisenwanne ein Bad ein und hängte einen dicken Frotteebademantel an die Tür. Schon jetzt wurde der Traum besser. Bevor sie mich in die Wanne steigen ließ, blieb sie stehen und blickte auf den Stumpf meines rechten Arms. Ich lächelte, wie immer, wenn jemand dorthin sah, um ihr das unangenehme Gefühl zu nehmen. Sie küsste mich auf die Stirn und schloss die Tür.

Obwohl die Wunden nicht mehr bluteten, färbte sich das Wasser rot, und ich musste zweimal frisches Wasser einlassen. In meinem Oberkörper befanden sich drei Löcher: eins in meinem Brustbein, zwei in meiner linken Brust. Gleichgültig betastete ich die Löcher wie drei gewöhnliche Flecken. Unter meinem Finger spürte ich das weiche, zerrissene und geschwollene Gewebe und die zackigen Kanten von gesplitterten Knochen.

Nach meinem Bad schlüpfte ich in den Bademantel, den Nana für mich an die Tür gehängt hatte, schlich durchs obere Stockwerk des alten Hauses und ließ sowohl angenehme als auch traurige Erinnerungen in mir aufsteigen. Im Schlafzimmer von Nana und Urgroßvater Frank hing das Foto der beiden, auf dem sie an ihrem dreißigsten Hochzeitstag glücklich vor der Mailänder Scala posierten. Einen Monat später, hatte mir meine Mutter erzählt, habe Urgroßvater Frank auf einer Geschäftsreise in Mailand seine Geliebte genau in diese Oper ausgeführt. Nana hatte die Erniedrigung

und ihre Wut irgendwie verwunden und ihm die Vergebung gewährt, nach der er sich gesehnt hatte. Im Gegenzug dazu hatte Urgroßvater Frank an der Wand zwischen den Fenstern ein großes Kruzifix mit einem großen Christus aufgehängt, dessen traurige Augen wie zur Mahnung auf Urgroßvater Franks Seite des Bettes gerichtet waren. Im Jahr darauf war er an einem Herzinfarkt gestorben.

Nach Nanas Tod waren meine Großeltern in das Haus gezogen und hatten es mit ihrem Hab und Gut angefüllt, doch das Kruzifix war geblieben – wachsam, aufmerksam, mahnend. Ich erinnerte mich an das Haus als das ihre, nicht als das von Nana. Unter dem Kreuz stand ein kleines Regal mit gebundenen Büchern von Locke, Jefferson und Oliver Wendell Holmes sowie unbedeutendere Abhandlungen über Vertrags- und Verfahrensrecht. Es waren die schweren juristischen Bücher meines Großvaters, deren Ledereinbände ich mir nach dem Unfall mit meinem Arm und dem folgenden Prozess mit Ehrfurcht und Verehrung angesehen hatte. Das Streben nach Gerechtigkeit erschien mir als Religion edler und ehrlicher zu sein als diejenige, die jeden Sonntag in der Kirche gepredigt wurde.

Das Zimmer meines Onkels Anthony nebenan war eine auf das Jahr 1968, dem Jahr nach Nanas Tod, versiegelte Zeitkapsel. Auf einigen der Schwarzweißfotos an den Wänden lehnt er gegen eine Haubitze, sein von Angst und Müdigkeit gezeichnetes Gesicht zu einem gequälten Lächeln verzogen. Erkennungsmarken und ein Kruzifix, bei dem der rechte Arm abgebrochen ist, hängen an einer Kette um seinen Hals. Das einzige Farbfoto im Zimmer war zwei Jahre zuvor aufgenommen worden. Darauf steht der stattliche, tapfere Oberstleutnant Anthony Bellini in

Paradeuniform neben einer amerikanischen Flagge. Meine Großeltern hatten das Bild auf der Kommode neben den Erkennungsmarken, dem zerbrochenen Kruzifix und dem traurig blauen Stoffdreieck stehen lassen, Dinge, die ihnen bei Onkel Anthonys Beerdigung überreicht worden waren. Ich liebte dieses zerbrochene Kruzifix. Jesus fehlte derselbe Arm wie mir, und wenn ich es berührte, fühlte ich mich irgendwie verstanden. An Onkel Anthony erinnerte ich mich nicht mehr. Er war kurz nach meiner Geburt nach Vietnam geschickt worden. Als ich mich nach ihm erkundigt hatte, war mir nur gesagt worden, er sei als Held gestorben.

Das Zimmer auf der anderen Seite des Flurs hatte zuerst Gus, dem Bruder meines Großvaters, gehört, anschließend Onkel Alex, bevor er selbst zwei Jahre nach Onkel Anthony nach Vietnam geschickt worden war. Onkel Alex allerdings war in einem Stück aus dem Krieg heimgekehrt, so dass meine Großeltern keinen zweiten Schrein anlegen mussten. Stattdessen hatten sie das Zimmer als Lager für kaputte Stühle, Gerümpel und Kisten genutzt, die im Haus kein anderes Zuhause gefunden hatten.

Meine Mutter war das älteste der drei Bellini-Kinder. Nach ihrer Hochzeit war ihr Zimmer das Gästezimmer geworden, aber ihre Sachen waren geblieben. Über dem weißlackierten Bett hing ein schäbiger Baldachin, den ich hasste. Zwei alte, zerlumpte Puppen, die dringend ein Bad brauchten, kauerten vor den Kissen und sehnten sich nach Zuneigung. Die Fenster waren mit aus alten Tischdecken genähten Spitzenvorhängen verziert, und am Fußende des Bettes stand eine Aussteuertruhe aus Tannenholz voll mit albernem Briefen, geplätteten Röcken und Fotos von Pferden und Kätzchen. Es war das Zimmer des kleinen Mäd-

chens, das meine Mutter in vielerlei Hinsicht ihr Leben lang geblieben war. Ihr Zimmer lag wie das einer Prinzessin hoch oben im Turm – ein ovaler Zufluchtsort, der vor Räufern und Drachen durch kleine Fenster geschützt war, die sich bogenförmig um die Front und die Seiten des Hauses erstreckten. Mom und ich hatten hier nach der Scheidung von meinem Vater ein ganzes Jahr gelebt. Ich hatte im selben Bett neben ihr geschlafen. Wir hatten Popcorn gegessen und Bücher gelesen, und manchmal hatte sie sich in den Schlaf geweint. In diesem Bett war ich die Erwachsene gewesen, was mir ein Gefühl der Sicherheit gegeben hatte. Erwachsene waren immer sicher. Sie hatte mich nach dem Unfall mit meinem Arm gesund gepflegt, und ich war froh, nun ihr beistehen zu können. Ich konnte meinen Vater genauso wenig ersetzen, wie sie meinen rechten Arm wieder nachwachsen lassen konnte, doch wir hatten einander geholfen, uns von unseren Wunden zu erholen. Wir waren uns nie so nah gewesen wie manch andere Mütter und Töchter, doch wir liebten und verstanden einander, wie dies nur Mütter und Töchter können.

Nach meinem Bad hatte ich mich anziehen und wieder nach unten gehen wollen, um mit Nana zu reden, doch plötzlich fühlte ich mich müde und schwach, als würde ich in meinem Traum in eine tiefere Ebene des Schlafs abgleiten. Ich gab dem Verlangen nach, schlüpfte mit den Puppen im Bett meiner Mutter unter die steife Baumwolldecke und schaltete die weiße Einhornlampe aus. Ich versank in einen tiefen Schlaf. Während dieses Schlafs träumte ich von meinem letzten Tag auf Erden.

3

Es ist frühmorgens, und ich stille Sarah im Bett bei eingeschaltetem Fernseher. Wir sehen uns Bo als neuen Nachrichtensprecher in den Morgennachrichten auf Channel 10 an. Er übt sich in einem lockeren Gespräch mit Piper Jackson, der unglaublich begriffsstutzigen, aber auch unglaublich schönen Wettermoderatorin. Ungeachtet der Wetterbedingungen, garantieren Pipers enge Röcke und Blusen einen klaren Himmel und Hochdruck. Bo und Piper geben am Set und auf den schicken neuen Werbetafeln entlang des Highways, von denen sie gemeinsam herunterlächeln, das perfekte Paar ab. Allein diese Werbung hat bereits für hohe Einschaltquoten gesorgt. Jeden Morgen verzehre ich mich vor Eifersucht – bis Piper den Mund aufmacht. Heute unterhält sie sich mit Bo über einen Tsunami, der gerade die Nordküste Japans verwüstet hat. Sie spricht das Wort wie »Samurai« aus und überlegt, ob die japanischen Krieger auf diese Weise zu ihrem Namen gekommen sind. Bo erschauert.

»Es wird *Tsu-na-mi* ausgesprochen, Piper«, erklärt er.

Piper sieht ihn verwirrt an wie ein Hündchen, das ausgeschimpft wird, weil es auf den Teppich gepinkelt hat.

»Was ist das?«, fragt sie.

»Das japanische Wort für Flutwelle.«

»Ups«, erwidert sie unbekümmert. Ihre erdbeerrotten Lippen reifen vom Schmollmund eines gescholtenen zum Lächeln eines bösen Mädchens. »Hm, damit ist ja wohl klar, warum man japanische Krieger Tsunamis nennt.«

Der Kameramann weiß genau, was zu tun ist. Er zoomt Piper näher heran, um ihr tief ausgeschnittenes Oberteil und zugegebenermaßen beeindruckendes Dekolleté perfekt ins Bild zu bekommen. Fast schon kann man den spontanen Applaus der Männer in ganz Zentralpennsylvania und das spontane Aufstöhnen ihrer Ehefrauen, Freundinnen und Mütter hören. Ich habe Bo gebeten, nur seine Nachrichten zu verlesen, doch Piper und ihre Brüste sind größer und besser als Nachrichten.

Sarah, die sich nicht um Einschaltquoten schert, ist satt und, egal worüber er spricht, glücklich darüber, die Miniatúrausgabe ihres Vaters im Kasten auf der Kommode zu sehen. Manchmal versucht sie, etwas zu erwidern, als würden sie sich unterhalten.

Ich dusche rasch, während ich überlege, woran ich den Antrag auf ein Urteil in dem beschleunigten Verfahren festmachen soll, an dem ich gerade arbeite, und schiebe meinen Kopf nach draußen, um zu sehen, ob Sarah noch auf dem Bett liegt. Als ihr Papa um sieben Uhr von einem Kollegen abgelöst wird, schalte ich auf Big Bird um, beende die Schminkprozedur und ziehe meine cremefarbene Seidenbluse und das schwarze Seidenkostüm an. Im Kinderzimmer wechsele ich Sarah die Windel und ziehe ihr zunächst einen hellen Baumwollstrampler an, entscheide mich dann aber für eine Hose und ein Sweatshirt, weil mir die am späten Nachmittag durchziehende Kaltfront einfällt, von der Piper sprach. Voller Erstaunen betrachtet Sarah ihre sich

über ihrem Kopf bewegenden Hände, als würde sie sie zum ersten Mal sehen – zwei Vögel, die wie aus dem Nichts auftauchten und verzückt zur Musik dahingleiten, die in ihrem winzigen Kopf flüstert. Mit aller Kraft versuche ich, diesen Moment wegzupacken – die riesigen, erstaunten Augen, die sich vorsichtig bewegenden Finger, das Sonnenlicht, das ihre Entdeckungen in strahlendes Licht taucht, die glänzende, perfekte Haut auf ihrem Bauch. All das verschließe ich in meinem Gedächtnis wie ein Schmuckstück in einem Schließfach, um es später noch einmal bewundern zu können.

Ich bringe Sarah mit dem Auto in die Tagesstätte des Juniata College, wo die Pädagogikstudenten ihre Praktika absolvieren. Die Einrichtung ist hell und sauber, und es geht fröhlich zu. Die Professoren und Studenten sind erpicht darauf, die neusten Methoden und Techniken zur Entwicklung des kindlichen Geistes zu erproben. In den kleinen Gruppen erhält Sarah immer genügend Anregungen und Aufmerksamkeit. Immer lacht und spielt sie, und ihre Kinderärztin sagt, ihre sprachliche und kognitive Entwicklung sei für ihr Alter überdurchschnittlich. Wenn ich Sarah hier tagsüber einen Besuch abstatte, bin ich immer wieder überzeugt davon, dass sie hier besser dran ist, als wenn ich mich zu Hause um sie kümmern würde. Doch wenn ich ihr morgens einen Abschiedskuss gebe und sie mit ihren kleinen Händen fuchtelte und mich mit ihren braunen Augen traurig anblickt, frage ich mich, ob ich mir selbst etwas vormache – oder ob ich leide, obwohl es ihr gutgeht.

Während ich den Sicherheitsgurt von ihrem Sitz löse, stellt sie ihr Fläschchen auf den Kopf, als wolle sie mir absichtlich Babymilch über meine Jacke kippen.

»Hey, lass das!«, schimpfe ich in gespielter Wut. »Niemand darf Mamis Lieblingskostüm dreckig machen, auch nicht so ein süßes Ding wie du.«

Um halb neun treffe ich in der Kanzlei ein und winke dem froschgesichtigen Bill Gwynne zu, der mit einem Mandanten telefoniert. Auf seinem Schreibtisch, der gestern Abend von seiner Sekretärin aufgeräumt wurde, herrscht bereits wieder Chaos. Unsere Kanzlei befindet sich in einem alten roten Backsteinreihenhaus neben dem Bezirksgericht in Huntingdon, Pennsylvania. Als die Stadt Ende des 18. Jahrhunderts gegründet wurde, hatte das Haus einem Schmied als Werkstatt gedient. Ich bringe meine Aktentasche und Handtasche in mein Büro im ersten Stock, wo ich zuerst Milch für einen Cappuccino in einem Einmachglas in der Mikrowelle erhitze und aufschäume. Damit gehe ich in unsere kleine Rechtsbibliothek im zweiten Stock, wo ich die Recherchen fortsetze, an denen ich bereits seit vier Wochen arbeite. Ich versuche, eine Verteidigungsstrategie zu entwickeln, mit der unser sehr wohlhabender und äußerst lukrativer Mandant, Alan Fleming, die fünfhunderttausend Dollar, die er sich von einer Bank geliehen hat, nicht zurückzahlen muss. Das mag nach vergeblicher Liebesmüh aussehen, wenn nicht gar nach einem skrupellosen Vorhaben, doch genau das gefällt mir an meiner Tätigkeit als Anwältin: die intellektuelle Herausforderung, einen Fall, den die meisten anderen Anwälte verlieren würden und verlieren sollten, zu gewinnen, indem ich irgendwo eine bisher übersehene Tatsache oder ein vergessenes Gesetz ausgrabe.

An diesem Vormittag überreicht mir die blinde Justitia ein großzügiges Geschenk in Form einer wenig bekannten Bankenbestimmung aus der Weltwirtschaftskrise der 30er

Jahre, *Regulation U* genannt. Mit dieser Bestimmung ist es Banken verboten, Darlehen zu vergeben, mit denen Wertpapiere erworben werden, wenn andere Wertpapiere als Nebensicherheit verpfändet werden, deren Wert weniger als fünfzig Prozent des Darlehens beträgt. Mit dieser Bestimmung sollte verhindert werden, dass Zusammenbrüche am Aktienmarkt das Bankensystem mit sich reißen. Mir fällt sie ins Auge, weil Alan sich mit dem Darlehen Aktien kaufte, dafür aber, wie ich mich erinnere, andere Aktien verpfändete, deren Wert nur fünfunddreißig Prozent des Darlehenswertes betragen. Wenn die Bank dies wusste, war diese Bestimmung nicht erfüllt, und die Bank dürfte das Geld nicht im Rahmen einer Klage von Alan zurückverlangen. Wir würden den Fall dank eines Formfehlers gewinnen.

Ich renne nach unten in mein Büro, weil ich in der Kopie des Aussageprotokolls von Jorge Mijares, dem für das Darlehen zuständigen Bankangestellten, nachsehen muss, ob er von Alans Vorhaben wusste, das Darlehen zum Kauf von Aktien zu nutzen. Das gesamte Protokoll umfasst mehrere hundert Seiten mit Zeugenaussagen, die vor einem Gerichtsstenographen unter Eid gemacht wurden. Alle Zeilen sind zum einfacheren Auffinden durchnummeriert. Beim Überfliegen erinnere ich mich, dass mich Jorge Mijares, wie die meisten männlichen Zeugen, mit denen ich während meiner kurzen Juristinnenlaufbahn zu tun hatte, nicht ernst nahm, weil ich eine junge Frau war. Diesen Umstand nutzte ich zu meinem Vorteil. Ich kämpfte nicht gegen die Arroganz dieser Männer an, sondern flirtete mit ihnen und setzte ihre eigenen Vorurteile als Waffe gegen sie ein. Dank ihrer grenzenlosen Eitelkeit wurden sie unaufmerksam und leichtsinnig – und verrieten mehr, als sie geplant hatten.

Auf Seite 155 finde ich die erhoffte Zeugenaussage, mit der der Fall der Bank wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen wird. Ich bin begeistert. Mit der Kopie und der Bankenbestimmung gehe ich zu Bill, der mit der Nase in einer Akte steckt, und lege die Sachen auf den letzten freien Platz auf seinem Schreibtisch.

»Ja?«, brummt er, ohne aufzublicken.

Bill ist morgens immer gereizt, und an diesem Morgen ganz besonders, weil er sich gleichzeitig auf Anhörungen in zwei Fällen vorbereitet. Sein Blick schießt von einer Akte zur anderen, die Blätter zerknittern zwischen seinen fahrigten Fingern. Er trägt einen konservativen grauen Anzug mit passender Weste, ein weißes Hemd und eine braune Krawatte. Er gehört der alten Schule an und zieht sein Jackett im Büro niemals aus, auch nicht im Hochsommer.

»Lies das«, verlange ich stolz.

»Warum?«

»Weil wir damit einen eigentlich hoffnungslosen Fall gewinnen werden.«

Er wirft einen kurzen Blick auf die Bestimmung. »Was hat das damit zu tun?«

»Mijares sagt aus, er wusste, dass Alan das Darlehen zum Kauf von Aktien nutzen wollte. Aber Alan hat nicht die in dieser Bestimmung geforderte Nebensicherheit hinterlegt. Das Darlehen ist aufgrund der Gesetzeslage ungültig und die Rückzahlung daher nicht einklagbar. Wir gewinnen.«

Bill schnappt sich die Kopie vom Schreibtisch. Schweigend liest er die Zeugenaussage, bis er anfängt zu lachen. »Da hat Jorge wohl ein bisschen zu viel aus dem Nähkästchen geplaudert.«

»Er hält sich gern für besonders charmant«, erwidere ich.

Bill legt die Kopie nieder, greift zu der Bestimmung und liest sie. »So charmant wird er wohl nicht mehr sein, wenn er herausfindet, dass du ihn überlistet hast«, lobt er mich. »Es freut mich, dass du mit solchen Männern fertig wirst. Jorges Vater wäre enttäuscht, wenn er das hier lesen müsste. Er war Professor für Archäologie am Juniata College. Sehr kultiviert, und er wusste, was sich gehört. Er engagierte mich, um die Weinbauern im Zyanid-Fall zu vertreten. Wohlhabende Familie. Die Mijares besitzen noch immer Weinberge in Chile.«

»Wow, in diesem Fall warst du auch aktiv?« Bills bemerkenswerte juristische Karriere gibt mir immer wieder Anlass zur Bewunderung. Ich besuchte das College, als die Öffentlichkeit gerade Angst vor roten chilenischen Weintrauben hatte, die mit Zyanid vergiftet waren. Als in den Nachrichten vor dem Verzehr dieser Trauben gewarnt wurde, begann meine Mitbewohnerin prompt, sie zu kaufen und sinnlos draufloszufüttern. Sie hasste rote Trauben, doch ihr Freund hatte gerade mit ihr Schluss gemacht. Sie sagte, sie habe nicht den Mut, sich die Pulsadern aufzuschneiden, und hielt Trauben für die bessere Möglichkeit.

Bill nickt.

»Aber ich dachte, du hast damals nur Kläger und nicht Beklagte vertreten.«

»Die Weinbauern waren die Kläger«, antwortet Bill. »Es gab kein Zyanid. Die Angstmacherei war ein Schwindel, bei der Hunderte chilenischer Bauern alles verloren – Tausende Tonnen Obst wurden beschlagnahmt und vernichtet. Wir klagten, um die Regierung zu zwingen, das Embargo aufzuheben, und die Versicherungen dazu zu bringen, die Schadensersatzansprüche zu erfüllen. Und gewannen.«

Draußen vor dem Fenster hinter Bills Schreibtisch lassen die leuchtend gelben Herbstblätter eines Ahornbaumes diesen im Sonnenlicht so aussehen, als stünde er in Flammen. Ein kleiner Spatz landet auf einem Ast und riskiert, verbrannt zu werden.

»Ich hoffe, wir gewinnen auch diesen Fall«, sage ich.

Darauf erwidert Bill nichts mehr, bis ich in der beklemmenden Stille merke, dass ich meinen Armstumpf reibe und Bill mich dabei beobachtet. Der Vogel im Ahornbaum fliegt davon. Er hat das Inferno überlebt.

»Wann ist der Schriftsatz fürs Gericht fertig?«, fragt er.

»Rohentwurf am Dienstag.«

Er legt die Bestimmung zur Seite und blickt wieder auf die Akten vor sich. »Ich bin den ganzen Nachmittag im Gericht, und anschließend habe ich eine Gremiumssitzung. Dir ein schönes Wochenende.«

»Danke, dir auch.« Ich sammle meine Sachen zusammen und erhebe mich, um zu gehen.

»Das war sehr kreative Arbeit, Brek«, hält Bill mich auf, ohne den Kopf zu heben. »Nur wenigen Anwälten wäre so etwas aufgefallen.«

»Danke.«

Ich drehe mich wieder zur Tür, zögere jedoch. Ich bin dankbar für das seltene Kompliment, habe aber plötzlich ein schlechtes Gewissen. »Dann behält Alan Fleming wegen eines Formfehlers fünfhunderttausend Dollar, die ihm nicht gehören?«

Bill seufzt enttäuscht. »Ja«, antwortet er. »Und mit etwas Glück werde ich heute Nachmittag einen Brandstifter wegen eines Formfehlers auf freien Fuß setzen. Aber nächste Woche werde ich einen unschuldigen Mann wegen dessel-

ben Formfehlers befreien, und mit einem rechtlichen Formfehler werde ich ein gerichtliches Verbot gegen den Müllplatz erwirken, auf dem Dioxin freigesetzt wird, das alle Barsche im Raystown Lake tötet. Man kann nicht das eine ohne das andere haben, Brek. Justitia hat verbundene Augen, weil sie nicht sehen soll, wer die Waagschalen belädt.«